

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 20 (1979)
Heft: 8

Artikel: Landarbeit + Haus = Lebenssinn : die Gleichung des sowjetrussischen Autors Fjodor Abramow
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Gleichung des sowjetrussischen Autors Fjodor Abramow

Landarbeit + Haus = Lebenssinn

Valerij Tarsis zur «bäuerlichen» Situation
anhand eines aufschlussreichen kritischen Romans

Der Sektor Landwirtschaft soll in der UdSSR noch 12% der Bevölkerung umfassen (USA: 5%). Am Rückgang der Bauernschaft von 120 Millionen vor der Revolution auf 30 Millionen sind ideologische Gründe mit schuld: etwa 15 Millionen Bauern kamen im KZ um — die fleissigen und daher wohlhabenden als «Kulaken», danach auch jene armen, die sich dem Kolchosjoch nicht beugen wollten. Wegen der Zwangskollektivierung verhungerten mindestens 10 Millionen. Die Landflucht ist auch nicht bloss industriebedingte Abwanderung, sondern Folge der kommunistischen Praxis. Immer mehr Kollektivwirtschaften (Kolchase) werden zu Sowjet- bzw. Staatsgütern (Sowchosen), wo die Arbeitszeit und Entlohnung — und Befriedigung — aussehen wie in der Fabrik. Aber auch in den noch vorhandenen Kolchosen sind die Bauern nur theoretisch die Herren der Erde, Abramow möchte jenes (Verantwortungs-)Bewusstsein wieder wecken . . .

Lange fand das Martyrium der Bauernschaft Sowjetrusslands keinen Niederschlag in der Literatur. Im Gegenteil, Autoren wie Babajewskij, Panfjorow, Laptew usw. bemäntelten das Elend mit ihren Büchern über das Glück der Bauernsamen im Kollektiv. Es war dem begabten Prosaiker Fjodor Abramow (geb. 1920) vorbehalten, das Landleben so zu schildern, wie es war und ist. Er hat die harte Schule des Dorfes selber durchgemacht. In der Trilogie «Die Prjaslin-Familie», publiziert zwischen 1955 und 1973, entwickelte er das Leben eines Kolchos über 30 Jahre hin. Nun ist ein vierter Roman «Das Haus» erschienen*, der die Saga vom Dorf Pekaschino im Norden weiterführt, dem früheren Kolchos und jetzigen Staatsgut, und von der Familie Prjaslin, einem alten Bauerngeschlecht.

Viel hat Fjodor Abramow durchstehen müssen, bis er sich im «parteilichen» System der Literaturverwaltung behaupten konnte. Heute ist er anerkannt; der Chefredaktor der «Literaturnaja gaseta» empfing ihn 1978 persönlich zu einem Interview. Aber Kritik hat er sich mit dem kritischen Roman wiederum eingebrockt!

Abramow verzichtet wie bisher auf Klischees. Kein «zusammengeschmiedetes Kollektiv» und kein trautes Familienleben. Jeder Charakter hat sein eigenes Schicksal, jeder Prjaslin geht seinen Weg — und doch ist jeder Weg auf seine Art für die sowjetische Landwirtschaft kennzeichnend.

Die Eltern Prjaslin sind gestorben, die vier Söhne und zwei Töchter längst flügge, das Schlimmste ist nur noch Erinnerung. Sehr beengt lebte die Familie in einer Hütte, die Buben schliefen auf dem Boden, es gab «Brot» aus «Moos, Stroh, Spreu, Splintholz von Kiefern, und wenn einmal Korn gemahlen wurde, war Festtag . . . War all das nicht ein böser Traum gewesen?» (S. 30) Leider nein: Kolchoswirklichkeit.

Inzwischen sieht es in Pekaschino anders aus. Man wird satt, und es fliesst — leider — viel Wodka.

* F. Abramow: Dom. Novyj mir, Nr. 12/1978, S. 3—164.

«Jetzt sind nicht mehr die alten Zeiten. Armsein gilt nicht mehr als ehrenvoll. Man hat Kurs auf Ueberfluss eingeschlagen», sagt Michail, der älteste Prjaslin (S. 14).

Er selber hat es im Dorf zu etwas gebracht, verfügt über viel mehr Boden, als eine Nebengewirtschaft für Gemüse und Hühnerzucht eigentlich umfassen dürfte, und er hat sich darauf eigenhändig ein komfortables Haus samt Werkstatt und Wirtschaftsgebäuden erbaut. Auf Arbeit ist er ganz versessen. Wie Abramow erläutert hat («Sowjetskaja kultura», 6. 2. 1979):

«Maximalismus liegt in der Natur der Prjaslins. Aber die Lebensgrundlage [Michails] ist das Bedürfnis nach bäuerlicher Arbeit — wie nach Luft. Arbeit — das einzige Mass für alles — ist das Wichtigste, war stets der moralische Rückhalt meiner Helden — Michail, Lisa . . .»



Fjodor Abramow in seinem Heimatdorf.

«F. Abramow bewegen, denke ich, dieselben Fragen, die auch in den Regierungsbeschlüssen über die Erneuerung der Nichtschwarzerdenzone berührt werden. Es ist aber ärgerlich, dass der Schriftsteller, ein Mensch mit wachem Bürgerbewusstsein, die ihm geistig nahestehenden Menschen nicht aufmerksam beobachtet hat — die Menschen, deren Tätigkeit und stolzes Gefühl, Herren ihres Landes zu sein — wie einst bei Michail Prjaslin —, gerade das Pfand all unserer sowohl früheren wie künftigen Errungenschaften, die Schönheit unseres gemeinsamen HAUSES darstellt.»

Ju. Andrejew
in «Literaturnaja gaseta», 7. 2. 1979

Anders die Brüder Pjotr (Ingenieur in einer Fabrik), Grigorij (vielseitiger Landarbeiter, durch Epilepsie behindert) und Fjodor (seit der ersten Veruntreuung abwechslungsweise im Lager und auf Diebestour). Tatjana hat einen Moskauer Funktionär geheiratet, d.h.: Fünzimmerwohnung, zweistöckige Datscha, zwei Autos. Lisaweta ist dem Dorf treu geblieben.

«Die Leute sind anders geworden», sagt sie. «Man mag sich nicht abrackern wie einstens. Jeder sucht ein leichtes Leben. Früher, wie hat einer sich da noch ins Zeug gelegt — bis zur Erschöpfung . . . Jetzt aber wie in der Stadt: sieben Stündchen auf einer Wiese herumtrödeln und ab in die Hütte. Michail dagegen, bekanntlich: bringt sich selber um und lässt die andern auch nicht verschnaufen . . . Früher quälte die Arbeit die Menschen, und jetzt quälen die Menschen die Arbeit.» (S. 31)

Die Arbeit, die laut Ideologie den Menschen befreit und adelt. Dieser Mensch denkt heute nach, informiert sich (auch übers westliche Radio):

«Man sass unter der Tanne, rauchte Zigarettens und Selbstgedrehte, stichelte anspielungsreich, brachte Witze zum besten, manchmal hörte man ‚Verleumdungen‘ (Michail hatte oft seinen Transistor dabei), aber am meisten verhandelte man das Leben — das von Pekaschino, vom ganzen Land, vom Planetchen. . . Wir sind jetzt schliesslich ihre Hoheit die Arbeiterklasse, Hegemon, Herr des Landes. Da darf man doch, zum Teufel, seine Gehirnwindungen etwas bemühen? . . . Ein ganzer Wald von ‚Warum‘.» (S. 42)

«Ich denke, dass manche Leser aus der Nichtschwarzerdenzone F. Abramow ein Beschönigen der Wirklichkeit vorwerfen werden: Wo er im Norden ein so grosses Dorf mit einer so riesigen Zahl erwachsener Männer sowie Jugendlicher gesehen habe? Andere werden ihn im Gegenteil beschuldigen, das Leben angeschwärzt zu haben.»

Ju. Andrejew
in «Literaturnaja gaseta», 7. 2. 1979

Die Fragen legten die Sowchosarbeiter dem Bürgerkriegshelden und ehemaligen Bolschewikenskommissar Kalina vor. Indes:

«Wie konnte er antworten, wo er selber für nichts und wieder nichts so viele Jahre an ‚nicht allzu fernen Orten‘ abgesehen hatte! . . . Sogar darin, dass man ihn selber hinter Stacheldraht getan hatte, sah er seine eigene Schuld.» (S. 43)

(Fortsetzung auf Seite 8)

Der Buchtip

Lew Kopelew: «Und schuf mir einen Götzen .../ Lehrjahre eines Kommunisten». Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1979, 421 Seiten, Fr. 32.—.

Von Lew Kopelew sind im Westen bereits mehrere kritische Bücher über die Sowjetunion erschienen. In seinem bekanntesten Werk, «Aufbewahren für alle Zeiten», schildert er unter anderem, wie er 1945 als junger Offizier den Vormarsch der Roten Armee in Deutschland mitmachte und dabei versuchte, die Zivilbevölkerung zu schonen. Das legte ihm der NKWD (Sicherheitsdienst) als Begünstigung des Feindes aus und sperrte ihn ein. Nach dem Tode Stalins wurde er bloss «teilrehabilitiert».

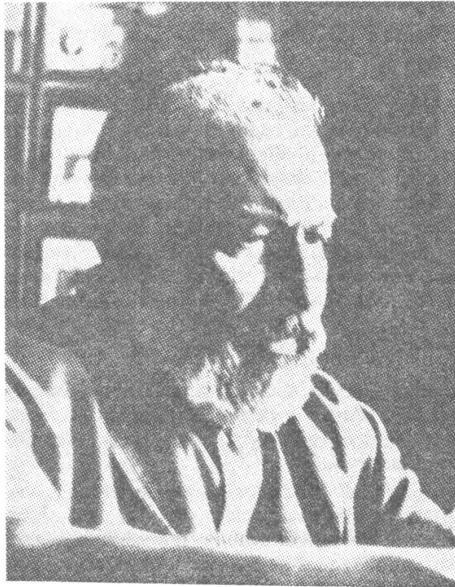
Die Bekanntschaft mit dem «Archipel Gulag» und mit der sowjetischen Justiz öffneten Kopelew, der auch heute noch in Moskau lebt, die Augen. In der Folge widmete er sich der Literatur, ohne Pflicht zur Parteilichkeit, denn aus der KPdSU hatte man ihn ausgeschlossen.

In seinem neuen Buch schreibt Kopelew über seine Kindheit und Jugendjahre in der Ukraine. Es ist die Zeit des grossen Umbruchs in Russland und der frühen Sowjetunion. Kopelew erlebt Lenin, Trotzki, die Jahre der NEP (die reformerische Neue Oekonomische Politik) und Stalins Aufstieg zur Alleinherrschaft. Der junge Kopelew stürzt sich mit Feuereifer in die ihm zugewiesenen Aufgaben, begierig, am Aufbau der «neuen Welt» mitzuhelfen. Der begeisterte Jungkommunist macht dann allerdings auch Bekanntschaft mit dem grauen Alltag: als Schüler, als Arbeiterkorrespondent einer Betriebszeitung, als

Agitator bei der Verstaatlichung. Und er wird Zeuge der grausamen Hungerkatastrophe in den frühen dreissiger Jahren, herbeigeführt durch Stalins «Fehlpolitik», die in Wirklichkeit vorsätzlich darauf angelegt war, den Widerstand der Bauern gegen die Kollektivierung mittels Hungertod zu brechen (was Kopelew damals selbstverständlich nicht realisierte).

Das Buch ist schon insofern lehrreich, als es uns ermöglicht, die Gedankenwelt der missbrauchten Helfer Stalins und ihre Umwelt kennenzulernen.

gp



Lew Kopelew

«Dieser Roman wird gelesen, hat ungewöhnlichen Erfolg. Und eben deshalb möchte man wünschen, dass Fjodor Abramow in der Buchausgabe von ‚Das Haus‘ die Akzente genauer setzte, seiner Schilderung Gleichgewicht verliehe, Licht und Schatten gleichmässiger verteilte. Der Roman wird dadurch nur gewinnen.»

Vsewolod Sacharow

in «Literaturnaja Rossija», 2. 2. 1979

— warum Felder brachliegen, warum Heustriche verwildern», man betrachtet den Bezirk, das Gebiet «und landet in einem solchen Schlamassel, dass einem angst und bange wird» (S. 110).

Schliesslich gewinnt Michail Unterstützung. Taborskij und seine Bande müssen weg. Nur hatte Taborskij «ein mächtiges Wurzelsystem. Bis ins Bezirkszentrum reichten die Fäden. Und nicht nur bis dorthin. Sein Neffe hat einen hohen Posten im Gebiet — wird der etwa bloss zuschauen ...?» (S. 137)

Tatsächlich aber ersetzt bald der noch junge Traktorist Viktor, einer aus dem Dorf, den Sowchodirektor. Damit hat der Held die Landwirtschaft in Pekaschino ihrer Bestimmung etwas nähergebracht.

★★★

Parallel dazu beschreibt Abramow, wie auch das verlotterte Haus der Eltern — Symbol für die zerstörten Familienbande — renoviert wird. Michail wird umgänglicher; Fjodor kehrt als «verlorener Sohn» zurück; Pjotr nimmt langen Urlaub, um das Elternhaus instand zu stellen. «Das wichtigste Haus» jedoch, so sagt ein alter Freund der Prjaslins, «baut der Mensch in seiner Seele. Und jenem Haus kann kein Feuer und keine Flut etwas anhaben.» Abramow formulierte es gegenüber der «Sowjetskaja kultura» so:

«Der Titel des Romans ist nicht zufällig gewählt. ‚Das Haus‘ ist Verkörperung des Lebenssinnes, all dessen, was einer auf dem Boden und in seiner Seele erbaut hat.»

Man darf auf die vom Autor verheissene Fortsetzung gespannt sein. Noch bietet das System genug Hindernisse für einen Menschen, der die Ideologie tunlichst ausklammert und «einfach» das Beste aus dem Leben, aus dem Boden Russlands herausholen will. ■

Es stimmt

«Es stimmt, wir sagen, die UdSSR sei heute die aggressivste Supermacht der Welt, die an den verschiedensten Orten der Erde aktiv und offen unterdrückerische Kriege führt. Jedesmal werden diese imperialistischen Akte am Anfang als ‚Befreiung‘ ausgegeben, nur liessen sich offenbar die betroffenen Völker so ungern ‚befreien‘, dass sich die UdSSR überall in langdauernde Volkskriege verwickelt hat. Auch in der Schweiz kann sich jeder, der die Augen nicht vor den Tatsachen verschliessen will, davon überzeugen, dass die Sowjetunion *mindestens* in Angola, in Eritrea, in Afghanistan und in Kampuchea offen Krieg führt.»

Diese Feststellung machten nicht etwa «kalte Krieger» rechtsausen im politischen Spektrum. Sie stammt von den schweizerischen kommunistischen Organisationen und ist zu lesen im «zeitdienst» für sozialistische Information und Diskussion (Zürich). ■

(Fortsetzung von Seite 7)

Damit hat Abramow ein paar Realitäten, die seit dem «Iwan Denissowitsch» längst wieder aus der Literatur verbannt waren, vorsichtig angetippt. Antworten auf die Missstände gibt es allerdings nur teilweise, durch Michails Einsatz — «es muss besser werden». So kompromisslos er es mit der Arbeit hält, so aufrecht kämpft er auch für Gerechtigkeit. Das bringt ihm Feinde ein, an erster Stelle Sowchodirektor Taborskij mit seinen Lakajen. Aber der brave Prjaslin ist furchtlos. Einmal verwendet er sich für die alten Kolchosniki, die nur 20 Rubel im Monat an Rente beziehen. «Michail schlug Lärm, wo er nur konnte: ‚Besinnt euch! Kann man etwa mit zwei Zehnern durchkommen? Man müsste diese alten Frauen für ihre Geduld und Gewissenhaftigkeit mit Gold überschütten!« (S. 63)

Er ist einsam auf seinem Weg, die Jugendfreunde sind fort, oder zu Alkoholikern geworden — «zu keinem kann man ohne Flasche gehen», und wie liesse sich dann noch vernünftig reden? Besonders schwer leidet er unter dem Verlust von Jegor Stawrow, Lisawetas Mann. Dieser hat Heim und «Hof» vor 20 Jahren verlassen, sich als Schwindler und Trinker durchgeschlagen und kehrt nun zurück, um das Haus des Vaters nach dessen Tod dem Fischereiaufseher (Betrüger und Alkoholiker) zu verkaufen, obschon es Lisa vermacht worden war. Diese verzichtet auf einen

Prozess, weil sie «nach anderen Gesetzen, nach den Gesetzen ihres Gewissens» lebt.

★★★

Eine weitere Auseinandersetzung betraf die Nebenwirtschaft. Sie liefert dem Land zwar an die 60% Gemüse und Milch. Aber — «das ganze Leben, so weit er [Michail] sich zurückerinnern kann, haben sie gegen die Kuh des Kolchosnik gekriegt. Mit Steuern ihn erdrückt — gib unentgeltlich 350 Liter Milch ab — aber Mähwiesen stellten sie nicht zur Verfügung — des Nachts musste man Gras heimschmuggeln. Privateigentum! Pest, Gift! ... Nein, entschuldigt, nur Dummköpfe mit Brieftaschen denken so.» (S. 102)

Inzwischen hat die Führung den Nutzen der privat bebauten 3% Boden eingesehen. Mit dem staatlichen Landwirtschaftsanteil hapert es dagegen auch in Pekaschino gewaltig.

«Sägewerk, Mühle, Elektrizitätswerk, alle Arten von Werkstätten, Garagen, Getreidedarre, Lagerhäuser — nicht aufzuzählen, was die dort gebaut haben ... Nur eines wollte dem Michail nicht in den Kopf: der Sowchos arbeitet mit Verlust! Letztes Jahr machten die staatlichen Subventionen 250 000 aus! ... Wir können uns doch nicht die ganze Zeit vom Staat aushalten lassen!» (S. 104)

Wenn er in seinem Pekaschino so um sich schaut: «Du fängst bei einer scheinbaren Kleinigkeit an